

## „Wenn ich in der einen Sprache bin, habe ich immer die andere auch im Blick“ – Zum Konnex von Politik und Spracherleben

Brigitta Busch, Universität Wien

### Einleitung

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit Zusammenhängen zwischen Politik und individuellem Spracherleben, also damit, wie einschneidende politische Ereignisse oder Brüche wie Kriege oder Grenzziehungen und damit verbundene Diskurse sich in der Wahrnehmung eigener sprachlicher Dispositionen, in Sprachattitüden, Identitätsnarrativen und sprachbiographischen Erzählungen niederschlagen. Der Beitrag stützt sich auf sprachbiographische Erzählungen, die im Rahmen verschiedener wissenschaftlicher Projekte zu lebensweltlicher Mehrsprachigkeit multimodal erhoben wurden. Eine dieser Erzählungen wird herausgegriffen, um in einer Art *close reading* den Zusammenhängen zwischen Politik und Spracherleben nachzuspüren.

Der Fokus liegt auf drei Erzählmotiven, die in biographischen Erzählungen mehrsprachiger Personen, besonders im Zusammenhang mit Grenzräumen, häufig wiederkehren: Erstens, in der Beschreibung des aktuellen Spracherlebens, das Gefühl nie nur in der einen oder der anderen Sprache zu sein, das Gefühl beobachtet zu werden und sich selbst beobachten zu müssen. Zweitens, in der Deutung der eigenen Lebensgeschichte, das Empfinden, konkurrierenden Diskursen über einander ausschließende nationale Identitäten unterworfen sein. Drittens, im Versuch, Handlungsmacht zu erlangen und Widersprüche zu transgredieren, die Sehnsucht nach einem dritten Raum, einer dritten Sprache.

### Aktuelles Spracherleben

Pascal, um die fünfzig, erläutert im Verlauf eines Seminars im Saarland die vor ihm liegende Zeichnung (siehe Abbildung 1). In eine vorgegebene Körpersilhouette hat er mit verschiedenen Farben seine Sprachen eingezeichnet. Das Körperbild ist im Wesentlichen zweigeteilt: links rot, rechts blau.

Blau ist halt die Farbe für Frankreich, Französisch, ich bin halt FranzOSE. Aber nicht so gern, obwohl ich dort lebe, wie ich/ wie meine andere Hälfte, also Saarländisch-Deutsch.

Auffallend ist die Dominanz von Französisch und Deutsch, die den Körper zweiteilen, und den anderen eingezeichneten Sprachen eine Nebenrolle zuweisen. Durchbrochen wird diese als konfliktuell geschilderte Trennung durch ein blaues Auge in der roten Hälfte und ein rotes in der blauen. Pascal erläutert das so:

Und es überkommt doch einem oft, man ist doch nie wirklich – das eine oder das andere. Und selbst, wenn ich jetzt Franzose bin, in Frankreich, so hab ich doch immer ein deutsches AUGE. Und seh nicht nur auf die anderen sondern auf mich selbst auch. Wenn ich jetzt in Deutschland bin, so wie heute, so überkommt es mich doch auch, überfällt es mich, das ist wie ein Reflex, der Franzose in mir wehrt sich doch auch. Da hab ich also ein blaues Auge, mit dem Blick auf das, was wir hier in Deutschland erleben, tagtäglich erleben.

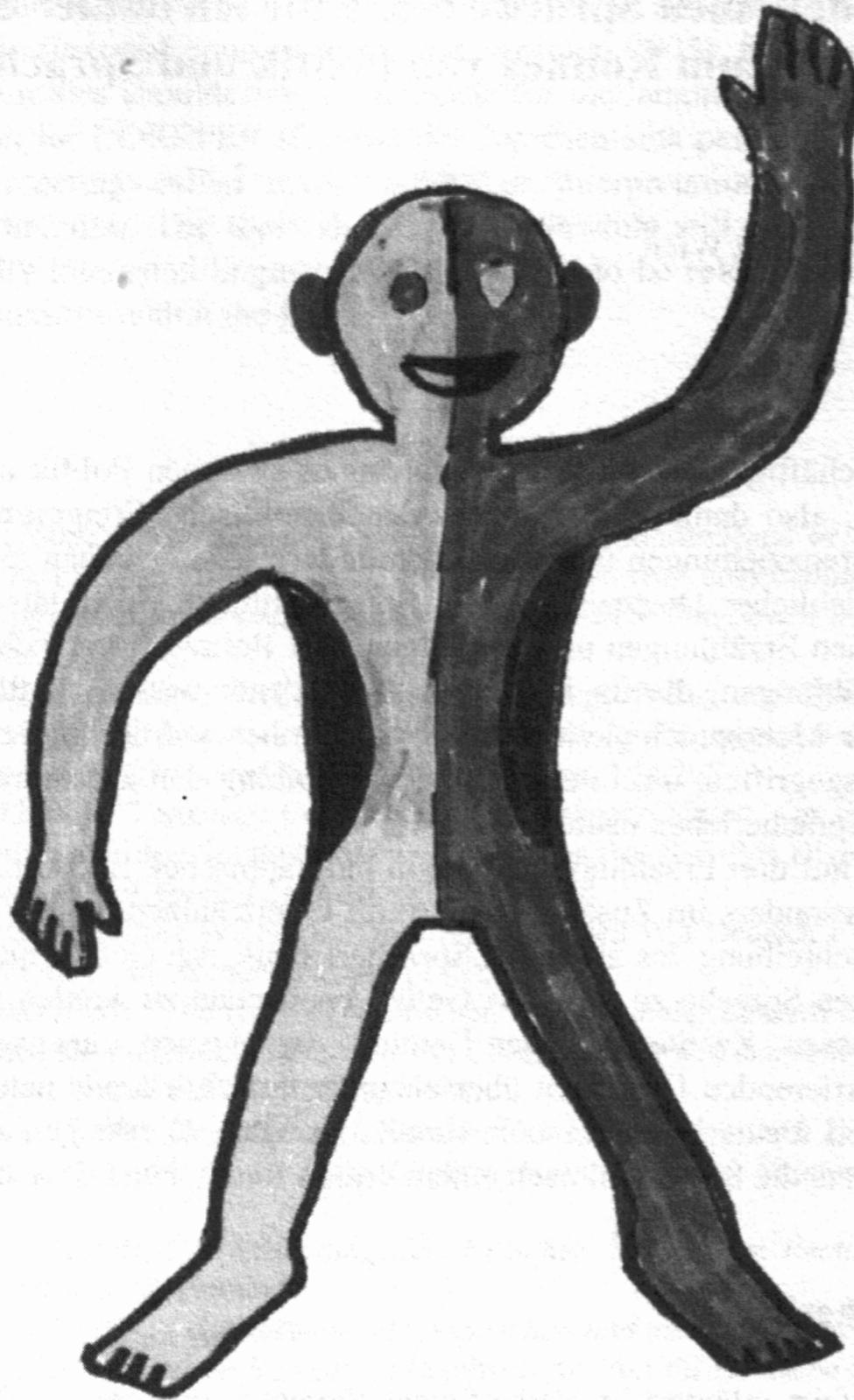


Abbildung 1

Pascal sieht sich als zweisprachig, seine beiden Sprachen versteht er hier als Nationalsprachen, die ihm unterschiedliche Identitäten zuweisen. Dennoch ist die jeweils andere Sprache, die Sprache des Anderen, immer kopräsent, und zwar sowohl in einer Innensicht als auch einer Außensicht, in einem Sich-Beobachten und Beobachtet-Werden. In seiner Darstellung gehört er zwei Sprachwelten an, aber nie ganz, etwas bleibt immer fremd und als solches suspekt.

Die Körpermetaphorik, auf die Pascal in der Schilderung seines Spracherlebens zurückgreift, ist bis zu einem gewissen Grad durch die Körpersilhouette vorgegeben, in die er seine Sprachen eingezeichnet hat, aber nicht nur. Verschiedene Konzepte, auf die hier im Einzelnen nicht näher eingegangen werden kann, verweisen auf die engen und komplexen Zusammenhänge zwischen Sprache, Emotion und Körper. In Pierre Bourdieus (2005: 53) Terminologie können sprachliche Dispositionen als durch soziale Praktiken angeeignetes, inkorporiertes kulturelles Kapital verstanden werden. Für Judith Butler

(2006: 14) deutet „die Tatsache, daß bei nahezu jeder Beschreibung sprachlicher Verletzungen auf körperliche Metaphern zurückgegriffen wird, auf eine besondere Bedeutung dieser somatischen Dimension für das Verständnis des durch Sprache erzeugten Schmerzes hin“.

Die Forschungsgruppe *Spracherleben*<sup>1</sup> am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien hat vor einigen Jahren damit begonnen, in der Forschung zu sprachlicher Diversität kreative Methoden einzusetzen, insbesondere Zeichnungen, wie die oben abgebildete, die wir Sprachporträts nennen (Busch 2006). Die Arbeit mit den Sprachenporträts geht zurück auf die Beschäftigung mit *Language awareness* im Grundschulunterricht (Gogolin/ Neumann 1991) und wurde in Österreich vor allem von Hans-Jürgen Krumm aufgegriffen und weiter entwickelt, um lebensweltliche Mehrsprachigkeit in der Schule zu thematisieren (Krumm/ Jenkins 2001).

Die Arbeit mit Bildern und kreativen Methoden kommt zum einen aus therapeutischen Kontexten, zum anderen aus kulturwissenschaftlichen Zugängen. In der Psychoanalyse beispielsweise gelten gezeichnete Bilder, ähnlich wie Tagträume, Träume und Kunstwerke, als Kompromissformationen, die sowohl das Begehren als auch die Faktoren, die die Gratifikation des Begehrens behindern, beinhalten. In dieser Sichtweise kann die Zeichnung ein Verstehen auf einer tieferen Ebene ermöglichen, sie kann das Subjekt in die Lage versetzen, versteckte Aspekte seines Fühlens sichtbar zu machen (Diem-Wille 2001: 132). In den Kulturwissenschaften und von diesen auf die Sozial- und Geisteswissenschaften übergreifend hat sich ausgehend von einer zunehmenden Relevanz von Bildern bei der Bedeutungs- und Sinnkonstituierung in praktisch allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens eine vertiefte Beschäftigung mit dem Bild entwickelt, die mit den Begriffen *pictorial* bzw. *iconic turn* gefasst wird. Die Hinwendung zum Visuellen umfasst sowohl das Nachdenken über Bilder als auch das Denken mit Hilfe von Bildern, wobei visuelle Zugänge ihre eigenen grundlagentheoretischen und methodologisch-methodischen Implikationen haben. So geht man im semiotischen Zugang zum Bild davon aus, dass das visuelle Feld einer Gliederung nach Abständen, das heißt nach Zahlen unterliegt, es geht um die Darstellung von Proportionen und komplexen Relationen (Boehm 2005: 41). Die Logik des Sprechens und somit auch des Schreibens ist bestimmt von Zeit und Sequenzierungen, die des Bildes von Raum und Gleichzeitigkeit. Bei in Sprache Gefasstem ist ein tatsächlicher physischer Leseweg (*reading path*) vorgegeben – entlang der Linien, in der lateinischen Schrift von links nach rechts und von oben nach unten –, und Bedeutung entfaltet sich in der sequentiellen Ordnung. Im Gegensatz dazu hat die bildliche Darstellung keinen so offensichtlichen Leseweg (Kress 2004: 152 f.). Sie erlaubt ein freieres Fokussieren auf das eine oder andere Element bzw. auf Beziehungen einzelner Elemente zueinander.

In unserem sprecherInnenzentrierten, biographisch orientierten Zugang dient die visuelle Darstellungsform primär dem Elizitieren, dem ‚Hervorlocken‘, von Erzählungen über schwer verbalisierbare, metasprachliche Prozesse des Spracherlebens. Anhand des Sprachenporträts werden Personen gebeten zu erzählen, wie sie ihr sprachliches Repertoire wahrnehmen, wie sie Sprachen und Codes, die in ihrer Lebensgeschichte bzw. in ihrem Lebensalltag eine Rolle spielen, bewerten, welche Erfahrungen, Emotionen und Imaginationen sie damit verknüpfen und wie sie sich durch und in ihren Sprachen repräsentiert sehen. Im Zentrum steht also das sprechende Subjekt, das sich und seine Sprachen in vielfältigen Beziehungen zueinander erlebt und imaginiert (Kramsch 2006). Das

---

<sup>1</sup> Siehe: [www.cis.or.at](http://www.cis.or.at)

Sprachrepertoire wird nicht als festgefügt verstanden, sondern als dynamisch, als biographisch und sozio-kulturell geprägte Ressource, deren Realisierung kontextabhängig bleibt. Der Begriff *Spracherleben* suggeriert nicht die Abbildung einer außerdiskursiven Realität, sondern unterliegt einer grundlegenden Einschränkung, die ihn von essentialistischen Vorstellungen abhebt: Was wahrnehmbar, denkbar, erzählbar ist, wird durch das Eingebundensein in Diskursformationen geprägt, die ihre zeitlich und räumlich begrenzte Gültigkeit besitzen.

Es gibt eine gewisse Skepsis gegenüber biographischen Zugängen, die Mondada (2007: 182) aus dem Blickwinkel der Konversationsanalyse auf die Aussage „ce qu'ils font n'est pas nécessairement ce qu'ils disent qu'ils font“ zuspitzt. In unserem Zugang geht es jedoch nicht um das Hervorholen einer individuellen „inneren Wahrheit“, sondern um die Art, wie erzählt wird, um die wiederkehrenden Erzählmuster, Motive und Topoi, mittels derer sich Subjekte gegenüber anderen repräsentieren und innerhalb von Diskursen positionieren. Wir verstehen die lebensgeschichtliche Erzählung als einen Text, der auf gefilterten Erinnerungen beruht, der in Bezug auf Interlokutor und Situation gerahmt wird und im Sinne von Julia Kristeva (1990) von intertextuellen Bezügen geprägt ist, die Kontinuität mit uns selbst und mit anderen etabliert, weil das Wort Spuren früherer Worte enthält. Aus dieser Warte sind wir bestrebt, biographisch orientierte Forschung und kritische Diskursanalyse zu verknüpfen, wobei wir Diskursanalyse nicht als bloße Auswertungsmethode, sondern als einen Zugang mit seinen theoretischen Implikationen verstehen. Es kann hier nicht auf die intensive Diskussion zu dieser Frage, wie sie bspw. von Schäfer und Völter (2005) geführt wird, eingegangen werden. Ein Angelpunkt ist bei einer solchen Verknüpfung jedenfalls die Art, wie das Subjekt konzipiert ist, nämlich nicht als ein außerhalb von Interaktion und Diskurs existierendes, sondern als eines, das nur relational, in Bezug auf einen Anderen oder ein Anderes, gedacht werden kann.

### Konkurrierende Konstruktionen nationaler Identität

Pascals Geschichte ist eine saarländische Geschichte und eine Geschichte des Saarlands, eine Grenzgeschichte, in der sich die deutsch-französischen Nachkriegsbeziehungen widerspiegeln und in die der Algerienkrieg hineinspielt. Pascals Mutter stammt aus dem Saarland, sein Vater war zur Zeit von Pascals Geburt als französischer Soldat im Saarland stationiert und wurde kurz danach nach Algerien verlegt. „Als er dann zurückkam nach drei Jahren, verstand ich/ sprach ich natürlich kein Wort Französisch und fragte meine Mutter, wer is denn der?“ Die nächsten Jahre verbringt die Familie im „Hin und Her“ zwischen der französischen Zentralregion und dem Saarland, später im Elsass. „Es ist also für meinen Vater sehr schwer gewesen, eine Frau zu heiraten zehn Jahre nach dem Krieg, die eine *boche*<sup>2</sup> war.“ Umgekehrt sei seine Mutter in Deutschland jenen Frauen zugerechnet worden, von denen man sagte, sie „jagten immer den Amis und den Franzosen nach“. Pascal wächst zweisprachig auf. Die Mutter redet, so berichtet er, auch später in Frankreich gern mit ihm deutsch. Von MitschülerInnen sei er oft gehänselt worden, besonders auf französischer Seite: „J'étais toujours le fils de la boche<sup>3</sup>“, sagt er im Interview, für diesen Satz ins Französische wechselnd.

<sup>2</sup> Pejorative französische Bezeichnung für Deutsche.

<sup>3</sup> Ich war immer der Sohn der Boche.

Das Hin und Her zwischen Deutschland und Frankreich, das Pascals Kindheit prägt, kennzeichnet auch die Geschichte des Saarlandes, das im Westen an Luxemburg, im Süden an Frankreich grenzt. Im 20. Jahrhundert kommt es zwei Mal zu Volksabstimmungen, in denen über die staatliche Zugehörigkeit der Region entschieden wird. Nachdem das Saarland nach dem Ersten Weltkrieg zunächst dem Völkerbund unterstellt worden ist, bringt die Volksabstimmung im Jahr 1935 eine überwältigende Mehrheit für den Anschluss an Nazideutschland. Nach dem Zweiten Weltkrieg zählt das Saarland zur französischen Besatzungszone, 1947 wird es zu einem autonomen Staat unter französischem Einfluss. Das 1955 der Bevölkerung vorgelegte Saarstatut, mit dem dem Saarland ein europäischer Sonderstatus eingeräumt werden sollte, wird mit einer Zweidrittelmehrheit abgelehnt. Am 1. Januar 1957 wird das Saarland zu einem Bundesland der Bundesrepublik Deutschland, der wirtschaftliche Anschluss erfolgt erst 1959. Ende der 1960er Jahre beginnt die Diskussion über die Bildung der grenzüberschreitenden Region Saar-Lor-Lux, die 1980 vertraglich begründet wird (Raasch 2008).

Die Unsicherheit über den Grenzverlauf bzw. über die staatliche Zugehörigkeit, die nach dem Zweiten Weltkrieg auch für andere europäische Grenzregionen akut ist, veranlasst Pascals französisch-deutsche Familie zu einem mehrmaligen Wohnortwechsel zwischen den beiden Ländern, jeweils verbunden mit einem Wechsel der Sprachumgebung. Schließlich zieht die Familie nach Frankreich. Für Pascal stellt sich die Frage einer Entscheidung erst, als er sich der Volljährigkeit nähert.

Und da habe ich dann ein paar Jahre im Elsaß gewohnt und da hatte ich dann vor, also wenn du 18 wirst, da gehst du zurück in die Heimat, da wirst du Deutscher. Dein Vater kann nichts mehr bestimmen für dich. Da gab's damals diese Valerie Giscard d'Estaing-Schmidt-Verträge. Und da hätte ich fast binational werden können, das war mein großer Traum, da wollte ich Deutsch-Franzose werden. Und da habe ich meine Frau kennengelernt dann damals. Sie ist Französin, Gott sei dank spricht sie Luxemburgisch und Deutsch. Und da musste ich mich halt entscheiden, weil ich zur gleichen Zeit Lehrer werden wollte und meinen Militärdienst absolvieren musste. Da hab ich mich entscheiden müssen, werd ich jetzt Franzose oder Deutscher. Und da bekam ich von der deutschen Botschaft freie Fahrt, das heißt ich durfte Franzose werden und Deutscher. Das war für die kein Hindernis. Ja. Aber bei den Franzosen hat's geheißen ‚non, vous devez choisir‘<sup>4</sup>. Das war, das ist bis jetzt meine größte Frustration geblieben. Für mich ist es jetzt sowieso zu spät, das nachzuholen. Eh egal, gut.

Aufgrund der Ausschlüsse, die Pascal immer wieder erlebt, ist für ihn die Frage der Zugehörigkeit zentral, sie wird manifest in der Frage der Staatsangehörigkeit. Der damals noch obligatorische Militärdienst und sein Wunsch, Lehrer zu werden, nötigen ihm eine Entscheidung ab, die zugleich ein Bekennen ist. Staatspflicht und Staatsdienst zwingen ihn, sich als Subjekt im Sinne des Sich-Unterwerfens zu definieren. Pascals Versuch, die doppelte Staatsbürgerschaft zu erlangen, mit der er hofft, seine Lebens- und Sprachwelten versöhnen zu können, scheitert am nationalstaatlichen Exklusivitätsanspruch. Die schrittweise Annäherung der ehemals verfeindeten Nationen Frankreich und Deutschland erfolgt für Pascal zu spät. Die Verletzung, als Anderer – als „Feind“, wie er im Gespräch später sagt – erkannt zu sein, hat sich ihm schon eingeschrieben. Die *Amitié franco-allemande* wird seiner Situation auch nicht gerecht, weil sie als Annäherung zwischen zwei getrennten, als voneinander verschieden und in sich homogen gedachten Entitäten erfolgt und keinen Raum bietet für Menschen wie Pascal, die beides in sich tragen.

---

<sup>4</sup> Nein, Sie müssen wählen.

Nach de Cillia und Wodak (2009) werden nationale Identitäten sowohl diskursiv hergestellt als auch durch institutionelle oder sozioökonomische Strukturen definiert. Eine wichtige Strategie in Diskursen über nationale Identität ist das Postulieren „internationaler Gleichheit beziehungsweise Differenz zu anderen Nationen“ (Wodak et al. 1998: 485). Die Staatsbürgerschaft ist eines der Mittel, um die Trennung von Innen und Außen zu institutionalisieren: „Ein Teil der diskursiven Praxis gerinnt zu Gesetzen. Als institutionell verfestigte diskursive Praxis setzen Gesetze einen verbindlichen rechtlichen Rahmen für die Praxen der politischen Inklusion und Exklusion von Personen.“ (Wodak et al. 1998: 70 f.)

Frankreich gilt als idealtypische Verkörperung von Staatsnation, Deutschland als solche von Kulturnation. In beiden Konzepten aber kommt der Sprache ein zentraler Stellenwert zu: bei der Kulturnation in der diskursiven Begründung von Einheit, bei der Staatsnation zu deren Herstellung. Der Diskurs der Exklusivität ist, wie Wodak et al. (1998: 486) ausführen, in beiden gleichermaßen präsent. Die Verschränkung von Sprache und Staat erfolgt nicht nur über manifeste Sprachenpolitik, sondern auch über Sprachideologien, über Diskurse zu Sprache, Sprachgebrauch und legitime SprecherInnen. Ein wichtiger Punkt dabei ist, wie Konstruktionen nationaler Identität im Zuge der Sozialisation von Individuen internalisiert werden, wie die großen Erzählungen in die kleinen Eingang finden.

Mit dieser Problematik hat sich anhand seiner Autobiographie Jacques Derrida in „Le monolinguisme de l'autre“ (1996) auseinandergesetzt. Die inkludierende Anerkennung der jüdischen Bevölkerung in Algerien als französische Staatsbürger und die exkludierende Aberkennung der Staatsbürgerschaft durch die Vichy-Regierung haben ebenso wie die koloniale Sprachhierarchie mit ihren Unterdrückungen und Enteignungen dazu geführt, dass er von sich und seinem Französisch sagt: „Je n'ai qu'une langue et ce n'est pas la mienne, ma langue ‚propre‘ m'est une langue inassimilable. Ma langue, la seule que je m'entende parler et m'entend à parler, c'est la langue de l'autre“ (1996: 47).

Dieses von Derrida beschriebene Motiv, seine Sprache als die des Anderen zu erleben, sich selbst als Anderen wahrzunehmen, tritt in Pascals Erzählung mehrfach zu Tage. Pascal spricht nicht davon, dass er sich in seiner Sprachlichkeit als unvollständig bzw. in der einen oder anderen Sprache als defizitär beurteilt. Seine zwei Sprachen stellt er nicht additiv als voneinander getrennte Entitäten dar, vielmehr beschreibt er sich als ein sich im Spannungsfeld seiner beiden Sprachen und ihrer ständigen Kopräsenz konstituierendes Subjekt. An einer Stelle sagt er: „Wenn ich in der einen Sprache bin, habe ich immer die andere auch im Blick. Es ist nie so scharf getrennt. (...) Auch die anderen haben einen immer im Blick.“ Seine doppelte Identifizierung, als *fils de la boche* und als französischer Staatsbürger, ist beides in einem, ein Erkenntnis- und ein Verkannt-Werden.

### Sehnsucht nach einer ‚dritten‘ Sprache

Ein weiteres Erzählmotiv, das in Pascals Sprachbiographie in verschiedenen Ausformungen hervortritt, lässt sich als Suche oder Sehnsucht nach einem dritten Raum bezeichnen. Auf Sprache übertragen meint das von Homi Bhabha (1994) geprägte Konzept des Dritten Raums jenes ‚unmögliche Dritte‘, das über Sprachen als voneinander getrennte Systeme mit ihren Implikationen und Zwängen, was die Verwendung betrifft, und über Sprache als Chiffre für eindeutige Zugehörigkeiten hinausweist. Auf die zentrale Bedeutung von Imagination und Sehnsucht (*désir*) im Prozess des Sprachenlernens hat Claire Kramsch (2006) unter Bezugnahme auf Julia Kristeva verwiesen.

Bei Pascal nimmt der Wunsch nach dem unmöglichen Dritten verschiedene Formen an. Neben dem bereits erwähnten „großen Traum“ von der Binationalität, treten zwei weitere Erzählfiguren auf: Das eine sind die in seinem Sprachenporträt eingezeichneten braunen Ohren, die für Luxemburgisch und Elsässisch stehen, die sich beide in seiner Wahrnehmung bis zu einem gewissen Grad der Polarität Französisch-Deutsch entziehen, die eine verbindende Funktion haben, wie sie Raasch (2008) auch dem Dialekt im saarländisch-lothringischen Grenzraum zuweist. Elsässisch und Luxemburgisch versteht Pascal zwar, spricht es aber nicht, er antwortet meist auf Deutsch oder je nach Gesprächspartner auf Französisch „je nachdem ich weiß, welche Sprache er hören möchte“. Vom Elsass, wo er längere Zeit gelebt hat, sagt er:

Wenn ich deutsch antwortete, da waren die immer ein bisschen frustriert, das gefiel ihnen nicht so, weil ich war halt der Deutsche. Also wieder der Feind, ne. Und wenn ich französisch antwortete, da war es auch wieder, du gehörst nicht zu uns.

Die zweite Erzählfigur weist dem Saarländischen als Sprache seiner frühen Kindheit eine besondere Stellung zu, die er im Sprachenporträt gegenüber dem standardsprachlichen Deutsch durch einen hellroten Farbton hervorhebt. Es war die Sprache, die seine Mutter gern mit ihm gesprochen hat, sein Repertoire der Vertrautheit, ein Evozieren der frühen Kindheit: „meine glücklichste Zeit, ich war von Tanten umgeben und habe Saarländisch gesprochen“. In der Schule wird das Saarländisch mit einem Verbot belegt, dort „durfte ich es nicht mehr sprechen und habe also Deutsch gelernt“, das er an anderer Stelle als seine zweite Fremdsprache nach Englisch bezeichnet. Diese in vielen sprachbiographischen Erzählungen angesprochene Sehnsucht nach einer Sprache des universellen Verstehens, nach etwas Unversehrtem, das vor Verletzungen, Vereinnahmungen und Verstoßungen liegt, lässt sich als präbabilonische Phantasie bezeichnen. Von etwas Ähnlichem schreibt Derrida (1996: 118): [Le] „désir de reconstituer, de restaurer, mais en vérité d'inventer une première langue qui serait plutôt une avant-première langue destinée à traduire cette mémoire“.

In diesen Erzählfiguren von Sehnsucht und Wunsch in Bezug auf Sprache ist ein Handlungsansatz zu erkennen, der darauf ausgerichtet ist, die Spaltung, die im Sprachenporträt durch die Spaltung in zwei Körperhälften dargestellt ist, zu überwinden. Die Rolle des Agierens und Reagierens weist er in seiner Zeichnung vor allem dem Mund zu, den er, wie die Augen, spiegelbildlich einzufärben versucht. Das bedeute, so sagt er,

... dass ich dementsprechend auch reagieren kann, aktiv werden kann. Das heißt, ich kann auch mich selbst zum Beispiel bespötteln. Ich habe manchmal selbst auch Reaktionen in der einen oder anderen Kultur. Und dann versuch ich halt, das mit Distanz zu nehmen, denk dann, ja du hast jetzt reagiert, du hast überreagiert und die andere Hälfte von dir, die hätte das vielleicht anders gesehen. Oder wenn du geografisch jetzt anders rum gewesen wärst, ja. Dann ist es oft sinnvoller halt, man hält halt den Mund.

Zu der bereits weiter oben geschilderten als Vorleistung erbrachten sprachlichen Unterordnung an vorangegangene Erwartungshaltungen des Gegenübers treten in Pascals Erzählung hier zwei weitere Formen des Reagierens und Agierens hinzu: das Mundhalten, das selbstgewählte Schweigen, und das Sich-Bespötteln, die ironische Distanznahme. Beides, „das Schweigen des Polyglotten“ (Kristeva 1990: 24) und das Umwandeln der Zwiespältigkeit in Spiel (1990: 47), sind Haltungen oder Strategien, die Julia Kristeva in ihrem Buch „Fremde sind wir uns selbst“ in Bezug auf Menschen formuliert, die ein Leben in mehr als einer Sprache führen.

Was Pascal schildert, ist im Grunde nichts anderes als die Suche nach Wegen, die Logik der binären Opposition zwischen Deutsch und Französisch zu unterlaufen, die sein Spracherleben bestimmt. Beides sind Sprachen, die zu Nationalsprachen erhoben wurden, denen innerhalb territorial definierter Grenzen eine, rechtlich und sprachideologisch begründete, dominante Stellung zukommt, in deren Namen von den auf dem Territorium Lebenden Loyalität eingefordert wird und die im Gegenzug eine Berechtigung zur Teilhabe verspricht. Pascals *désir* nach dem dritten Raum, nach einer Verschmelzung oder Versöhnung, beeinflusst, wie er erzählt, auch die Wahl seiner Lebenspartnerin, die aus Luxemburg stammt, seines Berufs als Deutschlehrer in Frankreich und seines Wohnorts in unmittelbarer Grenznähe zum Saarland, aber auch sein Bestreben, die deutsche Sprache an seine in Frankreich aufwachsenden Kinder weiterzugeben, seine unerfüllte Sehnsucht auf sie zu projizieren.

In seiner Erzählung lässt sich festmachen, was Derrida (1986: 87 f.) als *double geste* der Dekonstruktion bezeichnet. Die erste Geste besteht darin, das in binären Oppositionen Gedachte als solches in den Blick zu nehmen und probeweise umzukehren. Die zweite Geste besteht in einer Überschreitung des Feldes, auf dem die Opposition bestand, wobei es nicht um eine Neutralisierung oder die Synthese in einem Dritten geht, sondern um ein Verschieben der binären Logik selbst. Das Sich-Bespötteln, die Ironie, das Spiel mit den Widersprüchen sind Möglichkeiten der Verschiebung und Überschreitung, in denen die Gegensätze letztlich in ihrer Widersprüchlichkeit bestehen bleiben. Die Ironie als eine Form der Stilisierung erlaubt es, sich dem Zwang eindeutiger Identifizierungen zu entziehen und, aus verschiedenen Repertoires schöpfend, changierende Identitätspositionen zu erproben. Oder wie es Jacques Hassoun (2002: 39) formuliert „Der Ausweg ließe sich skizzieren als unbewusstes Wiederfinden einer List, die die Sprache subvertiert, die Musik, und bis hin zu einer neuen Kunst führt, einer neuen Schreibweise, einem Stil.“

## Schluss

Ausgangspunkt dieses Beitrags war die Frage nach der Verknüpfung von Politik und sprachbiographischer Erzählung bzw. danach, welche Spuren politische Ereignisse, Machtgefüge und Diskurse im persönlichen Spracherleben hinterlassen. Schilderungen von Spracherleben und sprachbiographische Erzählungen wie die in diesem Beitrag besprochene lassen deutlich erkennen, wie eng der Zusammenhang zwischen der Selbstwahrnehmung als sprachlich verfasstes und handelndes Subjekt und der Art und Weise ist, in der Sprachen politisch-historisch befrachtet und mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen und Sprachideologien verbunden sind. Ein zentrales Moment ist dabei das mit einem monolingualen Habitus verknüpfte Konzept Nationalsprache, das Zugehörigkeit über Sprache definiert und andere Sprachen zu Sprachen der Anderen stempelt.

Mit dem Konzept des Habitus versucht Pierre Bourdieu (2005) die Frage zu beantworten, wie sich soziale Machtverhältnisse in Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen und durch diese reproduziert werden. Es geht dabei um auf Erfahrungen und auf spezifischen Sozialisationsformen beruhende dauerhafte Dispositionen, die mit bestimmten sozialen Räumen verknüpft sind und in inkorporierten Praktiken, zum Beispiel in sprachlichen, zum Ausdruck kommen. In diesen inkorporierten sprachlichen Wahrnehmungsschemata und Praktiken können sich, wie in diesem Beitrag

entwickelt wurde, auch Spuren früher erfahrener Verletzungen wiederfinden, besonders solcher, die mit politischen Brüchen wie Kriegen, Vertreibungen oder Grenzverschiebungen einhergehen. Es sind dies traumatische Verletzungen, in denen Sprachlosigkeit gegenüber Gewalt, das Untersagen oder das Versagen von Sprache, erfahren wird und die über lange Zeiträume fortwirken können, auch über Generationen hinaus. Sie hinterlassen ihre Prägungen in den sprachlichen Dispositionen, im aktuellen Spracherleben. Sie wirken darauf ein, auf welche sprachlichen Ressourcen, die das Sprachrepertoire bilden, zurückgegriffen werden kann und auf welche nicht, welche austrocknen oder reaktiviert werden, wie Sprechen modelliert wird, um Zugehörigkeiten oder Differenzen zum Ausdruck zu bringen. Deutlich wurde aber auch, dass das sprechende Subjekt nicht nur ein unterworfenen und ausgeliefertes ist, sondern dass es Strategien entwickelt, nicht um Widersprüche aufzulösen, sondern um sie stehen lassen zu können. Das Subjekt wird, um mit Judith Butler (2006: 32) zu sprechen, durch Sprache konstituiert, aber auch dadurch, dass es ein handelndes wird: „Wer handelt (d. h. gerade nicht das souveräne Subjekt), handelt genau in dem Maße, wie er oder sie als Handelnde und damit innerhalb eines sprachlichen Feldes konstituiert sind (!), das von Anbeginn an durch Beschränkungen, die zugleich Möglichkeiten eröffnen, eingegrenzt wird.“

## Literatur

- Bhabha, H. K. (1994). *The Location of Culture*. London, New York: Routledge.
- Boehm, G. (2005). *Jenseits der Sprache? Anmerkungen zur Logik der Bilder*. In Maar, C./ Burda H. (Hrsg.). *Iconic turn. Die neue Macht der Bilder*. Köln: DuMont, 28-44.
- Bourdieu, P. (2005 (1992)). *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Schriften zu Politik und Kultur 1. Hamburg: VSA Verlag.
- Busch, B. (2006). *Language biographies for multilingual learning: linguistic and educational considerations*. In Busch, B./ Jardine, A./ Tjoutuku, A. (Hrsg.). *Language Biographies for multilingual learning*. Cape Town: PRAESA Occasional Papers No. 24, 5-17.
- Butler, J. (2006). *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- de Cillia, R./ Wodak, R. (2009). *Theoretische Grundlagen: der diskursanalytische Ansatz*. In de Cillia, R./ Wodak, R. (Hrsg.). *Gedenken im „Gedankenjahr“*. Zur diskursiven Konstruktion österreichischer Identitäten im Jubiläumsjahr 2005. Innsbruck et al.: Studien Verlag, 13-28.
- Derrida, J. (1996). *Le monolinguisme de l'autre*. Paris: Éditions Gallilée.
- Derrida, J. (1986). *Positionen. Gespräche mit Julia Kristeva et al.* Wien: Passagen.
- Diem-Wille, G. (2001). *A therapeutic perspective: the use of drawings in child psychoanalysis and social science*. In Van Leeuwen, T./ Jewitt, C. (Hrsg.). *Handbook of visual analysis*. London, Thousand Oaks: Sage, 119-133.
- Gogolin, I./ Neumann, U. (1991). *Sprachliches Handeln in der Grundschule*. Die Grundschulzeitschrift, Heft 43/1991, 6-13.
- Hassoun, J. (2002). *Schmuggelpfade der Erinnerung*. Frankfurt am Main: Stroemfeld Verlag.
- Kramsch, C. (2006). *The multilingual subject*. *International Journal of Applied Linguistics* No. 16, 98-110.
- Kress, G. (2004). *Literacy in the new media age*. London: Routledge.
- Kristeva, J. (1990). *Fremde sind wir uns selbst (Étrangers à nous-mêmes, 1988)*. Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp.
- Krumm, H.-J./ Jenkins, E.-M. (2001). *Kinder und ihre Sprachen – lebendige Mehrsprachigkeit: Sprachenportraits gesammelt und kommentiert von Hans-Jürgen Krumm*. Wien: Eviva.
- Mondada, L. (2007). *Le code-switching comme ressource pour l'organisation de la parole-en-interaction*. *Journal of language contact* THEMA No. 1/2007, 168-197.

- Raasch, A. (2008). Die Funktion sprachlicher und interkultureller Kompetenzen in einer Grenzregion. Beispiel: Saar-Lor-Lux. In Blahak, B./ Piber, C. (Hrsg.). *Deutsch als fachbezogene Fremdsprache in Grenzregionen*. Bratislava: Vydavatel'stvo, 205-220.
- Schäfer, T./ Völter, B. (2005). *Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biographieforschung*. In Völter, B./ Dausien, B./ Lutz, H./ Rosenthal, G. (Hrsg.). *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 161-189.
- Wodak, R./ de Cillia, R./ Reisigl, M./ Liebhart, K./ Hofstätter, K./ Kargl, M. (1998). *Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.